

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

Dienstag, 11. Januar.

1916.

(2. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Roloto von Felix v. Stenglin.

Die Prinzessin hielt Terele. Sie richtete an alle nach der Reihe das Wort, über den Tanz, das „delizidöse“ Wetter, das Befinden des Herzogs, die neueste Mode. Endlich sprach sie längere Zeit sehr eingehend mit der Ministerin. Prinzessin Emilie wurde von Erscheinungen gewürdigt. Mehrmals hatte sie in letzter Zeit einen Engel mit großen, weißen Flügeln über dem südlichen Schloßteile schweben sehen, und in dieser Nacht war ihr dieselbe Gestalt im Traum erschienen, hatte sich zu ihr geneigt und ein paar Worte zu ihr gesprochen, deren sie sich nicht mehr entsann, die aber so etwas wie eine milde Warnung enthalten hatten. Sie erwog die Bedeutung dieser Erscheinung mit einer gewissen Besorgnis. Vor drei Jahren, in dem heißen, trockenen Sommer, war ihr ein großes rotes Pferd erschienen, und kurz darauf hatte sie sich eine schwere Erkältung zugezogen. Die Ministerin sprach die Hoffnung aus, daß diesmal die Erscheinung der Vorbote freudiger Ereignisse sein möge.

Und wieder lockten die Geigen, die Marinette gab ihre lustige Stimme dazu, und der Bass brummte seine behäbige Begleitung. Die jungen Paare tanzten im Schatten der Buchenhecke, und die marmornen Liebesgötter sahen von ihren Postamenten verständnisinnig zu.

Endlich, bei steigender Sonne, hörte man auf. Die Prinzessin hielt die Gesellschaft noch eine Weile beisammen.

Beronika suchte Rabenhorst. Er war verschwunden. Sie schlich sich zur Seite und ging durch den Park, überallhin spähten ihre Augen. Da sah sie am Weiher im Schatten der Binden eine Gestalt auf der Bank, und bald erkannte sie den Vermißten. Es beruhigte sie, daß er allein war. Reife kam sie näher. Er — schlief.

Sie war empört, daß er so ruhig schlafen konnte. Sie fand selbst in der Nacht keinen ruhigen Schlaf. Gewiß hat er gestern Abend wieder einmal lange geachtet und ist davon jetzt noch müde, dachte sie. Oder er ist auf anderen Wegen gewesen — das Herz frampfte sich ihr zusammen im Bosh der Eifersucht. Sie beobachtete ihn. Nun quoll es wie Nüßchen in ihr empor. So still und hilflos sah er da! Seine Lippen begannen sich zu bewegen. Reife kam sie näher. Und nun hörte sie es deutlich, wie ein leidenschaftliches Flohen kam es aus seinem Mund: „Aglaja! Aglaja!“

Sie war tief erschüttert. Die Knie wollten sie nicht mehr tragen, fast wäre sie zusammengebrochen. Doch nun nahm sie ihre ganze Kraft zusammen. Reife stahl sie sich fort und wandte zur Gesellschaft zurück.

Man war dort in lebhaftem Gespräch. Jrgend etwas schien sich ereignet zu haben.

Peter von Himmelstort entdeckte Beronika und kam ihr entgegen.

„Eine seltsame Affäre, mein gnädiges Fräulein! Serenissimus hat loben die Gärtnerstochter, Ihre Bote, mit dem Gärtnerburschen in der Schloßkirche gewaltig populieren lassen, weil die beiden Beziehun-

gen hatten, die gegen die gute Sitte verstießen. Und Seine Durchlaucht sollen geschworen haben, daß künftig in gleichem Falle mit jedem Paar in seinen Händen also verfahren werden solle —“

Man lief zusammen, rief um Hilfe . . . Beronika lag ohnmächtig in Peter von Himmelstorts Armen.

4.

Gegen Abend saß Serenissimus mit seiner Schwester beim Biquet.

Die Oberhofmeisterin Fräulein von Ginster brachte die Nachricht, daß es Beronika besser gehe. Sie wolle aber noch niemand sehen, selbst Fräulein von Duval nicht.

„Ah, selbst Fräulein von Duval nicht!“ wiederholte der Herzog, während er die Karten mischte.

Da trat ein Lakai ein und meldete den Kammerherrn von Dunkelstein.

„Mon Dieu!“ sagte die Prinzessin und sah ihren Bruder besorgt an.

Er erhob sich. „Verzeihen Sie, liebe Schwester! Zu so ungewohnter Stunde . . . Ohne Zweifel etwas Wichtiges. Fräulein von Ginster wird meine Partie übernehmen.“ Er winkte der Prinzessin leicht mit der Hand zu und ging ins Vorzimmer.

Prinzessin Emilie saß in Gedanken. Die derbe Stimme der Ginster störte sie auf.

„Eure Durchlaucht haben die Vorhand. Lassen Sie etwas liegen?“

Inzwischen stand im Vorzimmer der Kammerherr vor dem Herzog.

„Weider muß ich Eurer Durchlaucht eine peinliche Meldung machen.“

Des Herzogs Stirn fürchte sich.

„Ah bah — Ist es nötig?“

„Ich halte es für meine Pflicht.“

„Ah bien! Eure Pflicht über alles, mein lieber Dunkelstein. Aber schnell! Ich stehe gerade gut im Spiel, und wenn die Ginster mir nicht alles verdirbt — Nun?“

„Der Gärtnerbursche, den Eure Durchlaucht heute mittag —“

„Schön? Hat er sich mit seiner Geliebten ausgeföhnt? Wie?“

„Nein, Euer Durchlaucht. Er hat sich der ihm aufgedrungenen Ehe durch die Flucht entzogen.“

Serenissimus sah scharf auf. „Er ist —“

„Er hat das Weite gesucht“, fuhr Dunkelstein ruhig fort, nicht ohne eine gewisse Genußnahme.

„Ja, ist er denn nicht in meinen Diensten? Wie?“

„Er war es ohne Zweifel bis heute.“

„Ah, bah! Und wohin?“

„Wahrscheinlich nach Preußen, um sich dort anzuverben zu lassen. So hat er wenigstens der kleinen Barbara gesagt, nachdem er sie durchgeprügelt hatte.“

Der Herzog ging erregt auf und ab, dann blieb er plötzlich vor Dunkelstein stehen.

„Wie konnte man ihn entfliehen lassen?“ fragte er scharf. Und abermals ging er, die Hände auf dem Rücken hin und her.

Dunkelstein stand schweigend an der Tür. Wenn die Stimme seines gnädigen Herrn diesen Ton annahm, war es gefährlich, auch nur ein Wort zu sagen. Der Herzog konnte einen Schlagfluß bekommen; würde aber auch dies Äußerste nicht eintreten, so konnte er sich zu Beleidigungen seines alten Freundes hinreißen lassen, und das wäre fast ebenso schlimm gewesen. Trotz aller Ergebenheit für seinen Herrn besaß Dunkelstein starken edelmännischen Stolz. Ein paarmal hatte er schon nach heftigen Äußerungen vor der Dienerschaft seinen Abschied erbeten. Nur dadurch, daß der Herzog vor versammeltem Hof seinem Kammerherrn eine augenfällige Genugthuung, der bald darauf ein Orden folgte, gegeben hatte, war die Katastrophe vermieden worden. Nun besaß Dunkelstein zwar den höchsten Orden, den Löwenorden vom heiligen Grabe, noch nicht, aber er brauchte ihn ja nicht gerade auf diese Weise zu bekommen. Er schwieg also, und der Herzog fuhr nach einer Weile ruhiger fort:

„Ich werde Seiner Durchlaucht dem Prinzen Eberhard Karl schreiben. Wir werden durch ihn den Mann zurückverlangen.“

Dunkelstein verneigte sich tief.

„Euer Durchlaucht haben die weiseste Lösung gefunden, die sich denken ließ.“

Serenissimus blieb vor dem Kammerherrn stehen. Sein Ausdruck war weit freundlicher als vorhin.

„Ich danke Euch, mein Lieber. Schickt mir den Leutnant von Rabenhorst! Wir werden für alle Fälle die Grenze besetzen. Und morgen schreibe ich dem Prinzen. Habt Ihr schon den Löwenorden? Ihr werdet ihn bei nächster Gelegenheit bekommen.“

Der Kammerherr machte ein sauer-süßes Gesicht. Er fürchtete diese „Gelegenheiten“.

Am nächsten Morgen verhandelte der Herzog lange mit dem Minister. Die Flucht Tobias Ellers hatte ihn in seinen Vorlesungen, den „affrösen“ moralischen Zuständen in seinem Lande ein Ende zu machen, nur noch bestärkt. So enthielt denn die nächste Nummer des Amtsblattes folgende Verordnung:

„Inwiefern wir schon seit geraumen Zeiten mit Beunruhigung und Sorge beobachtet haben, daß der sittliche Zustand in unseren Landen, anstatt besser zu werden, sich täglich verschlechtert, besonders insofern Versprechungen zum Eingehen einer Ehe nicht fonteniert, und ohne Folgen bleiben, solche Conduite aber gegen jede rechtliche und christliche Sitte verstößt, und große Teile der Bevölkerung in ungeseglichen Liaisons leben oder die Kinder solcher Verbindungen der Eltern entbehren, wodurch die Verwilderung und das böse Exempel fortwährend zunehmen, haben wir nach Rücksprache mit unserem Ministerio resoliert, daß ein jedes Eheversprechen auch fonteniert und zu seiner Folge geführt, sowie betörte Frauenzimmer in ihrer Ehre restituiert, somit Eltern und Behörden gehalten sein sollen, darüber zu wachen, und wo Unbotmäßigkeit gegen diese Verordnung angetroffen, solche mit allen Kräften gebrochen und an die höchste Stelle rekurriert werden solle.“

Gegeben in unserer Residenz Lauingen, den 15. des Maimonats 1787.

Ludwig Christoph.“

5.

Der Brief, den Aglaja von Dubal an Max von Rabenhorst schrieb, wurde ihr recht schwer. Eine Stunde saß sie schon an ihrem Schreibtischen in der Mansarde des Schlosses, schrieb und verwarf und schrieb wieder. Schreiben wollte sie und mußte sie. Daheim im Württembergischen hatte der Vater, ein alter Offizier, die große Kinderschar durch strenges Regiment in Ordnung gehalten. Seidenpörlinge duldete er nicht, Duben und Mädchen hatten zu tun, was die Sitte

und die Ehre vorschrieb. Auch Aglaja, die jüngste, hatte nie viel gegrißelt, sondern ohne langes Besinnen getan, was geschehen mußte. Ihre gar nicht schwärmerische Natur kam ihr dabei zustatten.

Endlich hatte sie folgendes fertig gebracht:

„Wertgeschätzter Herr von Rabenhorst!“

Auf Ihre letzte Frage, die Sie gestern nach der Kirche an mich richteten, und die ich Ihnen in der Verwirrung des Augenblicks nicht beantwortete, diene zu wissen, daß ich nicht gesonnen bin, die Anträge des Herrn von Rabenhorst zu beachten oder anzunehmen. Was ich für denselben fühle, ist einfache Freundschaft und nichts Wärmers. Wenn nicht schon dies, so würden Ihre seitherigen Empfindungen für Veronika, die auf jener Seite ohne Zweifel tiefen Eindruck gemacht, mir den Weg der Ehre vorschreiben, womit ich in aller Freundschaft bin und verbleibe dero ergebene

Aglaja von Dubal.“

Die junge Hofdame las den Brief, dem sie durch Anwendung des „Sie“ eine besondere Formlichkeit verliehen hatte, noch einmal durch, dann kniffte sie ihn schnell, siegelte und schrieb die Adresse. Jetzt, als er geschlossen war, wog sie ihn nachdenklich mehrmals in der Hand hin und her, setzte leicht auf, erhob sich endlich entschlossen und klingelte nach ihrer Zofe. Barbara war im Dienste der Hofdamen geblieben.

„Bringe Sie den Brief sofort dem Leutnant von Rabenhorst! Wie geht es Fräulein von der Winse? Wird sie zur Tafel kommen?“

„Nein, gnädiges Fräulein.“

Barbara ging. Als sie bald darauf zu ihrer anderen Dame kam, fragte diese ganz nebensächlich, was Fräulein von Dubal gewollt habe.

Da bekam sie einen teilnehmenden Blick von der kleinen Barbara, während die Antwort auf sich warten ließ. Endlich aber kam es doch heraus, daß die Zofe einen Brief an Herrn Leutnant von Rabenhorst habe bringen müssen. Veronika fuhr im Bett empor. Sie wollte es nicht glauben. Doch es wurde ihr noch einmal bestätigt.

„Und — was sagte der Herr?“ fragte sie da.

„Er — lachte und sagte, es wäre keine Antwort.“

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Kriegszeit.

Wie der Flieger mit der Erde spricht. Es ist natürlich von erheblicher Bedeutung, daß der Flieger nicht erst nach der Landung seine Mitteilungen macht, sondern daß er schon während des Fluges Nachrichten über seine Beobachtungen, Erkundungen und Aufklärungen übermitteln kann. Zahlreiche Versuche hat man angestellt, um die besten Methoden hierfür zu finden. Drahttelegraphie und -telephonie, die für die Nachrichtenübermittlung vom Fesselballon uns sehr gute Dienste leisten, scheitern beim Flugzeug von vornherein aus. Aber auch die Wellentelegraphie läßt sich — vorläufig wenigstens — noch nicht verwenden, da die Anbringung der Empfangs- und Sendedrähte, der Antennen, Schwierigkeiten bereitet, die noch nicht überwunden sind. Vorzügliche Erfahrungen hat man dagegen mit optischen Signalen gemacht, über die ein Aufsatz von Hanns Günther im letzten Heft der Zeitschrift „Die Luftflotte“ belehrt. Die Franzosen entwickeln Rauch- und Rauchwolken zur Zeichengebung, wobei sie einen von James Means erfundenen Apparat verwenden, der sich anscheinend bewährt. Das Verfahren versagt aber bei Nacht und Nebel und ist nur vom Flugzeug aus zu gebrauchen, während man zum Flugzeug hinauf nicht damit „sprechen“ kann. Die deutschen Flieger benutzen einen von Professor Donath konstruierten Signalspiegel. Dieser Apparat stellt einen kleinen Scheinwerfer dar, mit dem man lange und kurze Lichtblitze ausstrahlen kann. Als Lichtquelle dient eine im Brennpunkte eines Parabolspiegels angeordnete Ozeanlampe, deren Leuchtstoffsystem durch den Strom auf sehr hohe Temperatur, fast bis zum Schmelzpunkt (2800 Grad),

erhält wird. Infolgedessen liefert der Apparat die ungewöhnlich hohe Lichtstärke von etwa 10 000 Kerzen. Allerdings ist dadurch die Lebensdauer der Lampe auf nur 40 bis 50 Stunden beschränkt, doch spielt das natürlich keine Rolle, da der Flieger Reflektoren mitführt. Der Betriebsstrom für die Lampe wird von einer siebzelligen Sammlerbatterie geliefert, die — ein Meisterwerk ihrer Art und für diesen Zweck besonders entworfen — mit ihrem Metallgehäuse nur 4 Kilogramm wiegt, so daß sie bequem in einer Umhängetasche untergebracht werden kann. Besonders wichtig ist auch, daß man die Batterie, trotzdem sie mit Löchern zum Entweichen der Gase versehen ist, auf den Kopf stellen kann, ohne daß ein Tropfen Säure hinausläuft. Der durch ein biegsames Kabel mit der Batterie verbundene Signalapparat wiegt nur 1 Kilogramm. Soll eine Meldung übermittelt werden, so wird die Stelle, der das Signal gilt, mit Hilfe eines über dem Spiegel angebrachten Mikrophons genau ins Auge gefaßt. Dies ist nötig, da die Streuung des Spiegels nur 2 bis 6 Grad beträgt. Drückt man dann auf einen am Signalgriff angebrachten Knopf, so flammte das Flämmchen auf, und zwar nur für kurze Zeit einen kurzen, längerer einen langen Lichtblitz hervor. Diese Elemente lassen sich dem Morsealphabet gemäß zu Buchstaben und Worten zusammenstellen, so daß man bequem mit der Erdstation sprechen kann, die auch ihrerseits mit dem gleichen Apparat dem Flieger Antworten und Nachrichten geben kann. Der Spiegel tut seine Schuldigkeit nicht nur des Nachts und in der Dämmerung, sondern auch am Tage, im grellsten Sonnenschein und ist also dem Apparat in jeder Beziehung überlegen. Sollen nicht nur Meldungen, sondern auch Skizzen der feindlichen Stellungen des überflogenen Gebietes usw. übermittelt werden, so reichen optische Signale naturgemäß nicht aus; dann muß man auf das älteste Verbindungsmittel zwischen Flugzeug und Erde, das Abwerfen der Meldungen, zurückgreifen. Dazu verwendet man heute besondere Apparate, die mit einem beim Aufschlag auf den Boden sich entzündenden Brandsatz versehen sind. Auf diese Weise läßt sich die Stelle, an der die Meldung niedergefallen ist, bei Tage und bei Nacht in jedem Gelände schnell ermitteln. Diese „Briefbomben“, die von einem französischen Ingenieur Fugairon erfunden sind, sollen sich bewähren; sie sind vorderhand das einzig brauchbare Mittel zur Übermittlung von Zeichnungen. (tz.)

Von Paul Meyerheim erzählt der bekannte Maler Hans Fedner allerlei Lustiges in dem Januarheft von Velhagen u. Klasing Monatsheften. Wir greifen auf gut Glück einige dieser Anekdoten

heraus. Ein trefflicher Beweis von der ehrlichen Unbestechlichkeit des künstlerischen Urteils von Paul Meyerheim ist folgendes: Kommt da vor vielen Jahren aus München ein grüner Akademiker mit zwei biden Mappen voller wüster Alte in Rohle gezeichnet, mit die gespahtesten Landschaftsskizzen usw. — alles so „mit Genie hingeschmissen“, und bittet Paul Meyerheim um Begutachtung und Empfehlung, da angeblich auch schon Menzel sich „sehr anerkennend“ über diese Arbeiten ausgesprochen „hätte!“ — Der M er sieht mit steigender Entrüstung die zwei Mappen durch und sagt dann ganz fröhlich zu dem ganz überraschten Jüngling: „Wissen Sie, das beste für Sie wäre, wenn Ihr Atelier mit allem was drin ist, mal ab-brennte; dann müßten Sie von vorne anfangen!“ — Oder eine andere Geschichte: In einer Gesellschaft erkundigte sich jemand bei Meyerheim, ob diesmal am „großen Tag“ bei Lepke viel verkauft worden sei. „Ach nein“, winkte er ruhig ab, „genug gute alte Werke waren zwar da. Aber wissen Sie, Bode ist ja verreist, und da hatten die Leute keinen Jeschmad.“ — Oder noch eine andere Geschichte: Eine sehr bekannte Dame der Berliner Gesellschaft lud Meyerheim einmal zu einem köstlichen Diner ein und zeigte ihm, bevor man zu Tisch ging, ein neu erworbenes, sehr teuer bezahltes „altes Bild“ mit der Bitte, es zu begutachten, d. h. hoch zu schätzen! Meyerheim besieht sich flüchtig das Ding und sagt: „Ach, jetzt kann ich noch nichts Rechtes sagen, ich bin nämlich sehr hungrig.“ Man geht zu Tisch. Meyerheim ist sehr aufgeräumt und lustig, die Hausfrau freut sich sehr und bringt gleich nach dem letzten Gang das teure Kunstwerk wieder zum Vorschein: „Nun, liebster Meister, was sagen Sie jetzt zu dem Werk?“ — Der besieht es sich lange und sagt sehr vergnügt: „Ja, wissen Sie, nun finde ich's erst recht scheußlich.“ — Ähnlich lustig ist die kleine Geschichte von einer anderen Galsgeberin, die während des Mahles viel von ihren Fürsorgebestrebungen um die kleinen Leute, besonders aber von ihrem energiegelassen Eintreten für die Frauenbewegung sprach. Meyerheim hatte das letzte Wort: „Gnädige Frau, die einzige Frauenbewegung, die ich gutheiße, ist der Walzer.“ — Und zum Schluß noch ein Geschichtchen, das den liebenswürdigen Künstler Meyerheim in seiner ganzen knorrigen Eigenart zeigt: Liegt da ein Brief von einem armen Schlunder, der ein paar hundert Mark wirklich dringend braucht, auf dem Schreibtisch beim Meister. Der überlegt hin und her. Was tun? Hat er sich doch gerade verausgabt. Im rechten Augenblick kommt ihm ein „Kunstsammler“ herein-geschneit. „Herr Professor, ich muß ein kleines Löwenbildchen von Ihrer Hand haben! Leider kann ich nicht mehr dafür geben als 300 M. Nicht wahr, Sie machen's dafür?“ Ärgerlich will der Meister aufstehen, da fällt sein Blick auf jenen Brief. „Wo sind die 300 M.“? — Und schnunzelnd streicht er die freudig hingeleigten blauen Bappen für — seinen Bittsteller ein. Dann ein Stück Leinwand schnell auf die Staffelei und zu dem Sammler: „Bitte nehmen Sie Platz, Sie können gleich darauf warten.“ — Eine halbe Stunde später — und der verblüffte Käufer kann mit seinem Löwenkopf, obendrein noch einem vorzüglich hingemalten, sprachlos von dannen ziehen.

Gartenbau & Blumenpflege.

* Monatskalender.

Fortsetzung des Nigolens. — Auswerfen von Baum-löchern für die Frühjahrspflanzung. — Bei gelinder Witterung Beginn des Kopulirens der Steinobstbäume im Freien. — Beginn des Treibens der Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Maiglöckchen, Veilchen usw. — Düngen der Rasenflächen mit Mistbeesterde und kurzem Düng. — Ausputzen und Beschneiden der Zierbäume, Ziergehölze usw. — Ausbessern der Geräte zur Bewirtschaftung des Gartens und der baulichen Einrichtungen des Gartens. — Vorarbeiten zur Ergänzung und Verbesserung des Gartens und Ausarbeiten eines Pflanzungsplans für das Jahr 1916. H.

* Unfruchtbarkeit der Obstbäume.

Bei fast allen Obstpflanzungen finden sich einzelne Bäume, die trotz gleichmäßiger Pflege nur wenig oder gar nicht tragen wollen und wo die Ursache der Unfruchtbarkeit manchmal nicht leicht zu erkennen ist. Häufig entsteht die Unfruchtbarkeit bei Obstsorten, die sehr zeitig im Frühjahr blühen und deren Blüte daher ziemlich regelmäßig durch Spätfröste gestört wird. Ferner ist die falsche Unterlage häufig die Ursache der Unfruchtbarkeit, denn Bäume auf Wildling tragen später als solche auf Zwergunterlage. Ebenso häufig entsteht sie sowohl aus Mangel an Nahrung infolge Gutschaffung des Bodens — infolgedessen sich wohl Blühen, aber keine Früchte entwickeln — als auch infolge allzu kräf-

tigen und zu humusreichen Bodens, infolgedessen der Baum nur ins Holz wächst und keine Fruchtzweige entwickelt. Auch eine Folge allzuweicher Ernten kann durch die eingetretene Gutschaffung eine dauernde Unfruchtbarkeit veranlassen, ebenso kann ein allzu trockener oder allzu naßer (stauendes Wasser) Standpunkt die Ursache der Unfruchtbarkeit sein.

In all diesen Fällen ist es von Wichtigkeit, zunächst die wirkliche Ursache der Unfruchtbarkeit zu erforschen, um dann wirksame Abhilfsmittel ergreifen zu können.

Wählt die betreffende Obstsorte sehr zeitig im Frühjahr und fällt die Blüte daher fast regelmäßig den Spätfrösten zum Opfer, was besonders in warmen Tagen oft vorkommt, so ist, wenn der Baum gesund ist, das beste Mittel, denselben durch widerstandsfähigere oder später blühende, dauerhafte Sorten umzugruppen. Allerdings kann dieser Entschluß erst nach mehrjährigen Erfahrungen gefaßt werden, da Spätfröste mehr oder weniger jedes Jahr Schaden anrichten.

Mit wenigen Ausnahmen ganz schwach wachsender Sorten sollten alle Zwerg- und Formbäume nicht auf Wildlinge veredelt werden. Wenn dies aber doch der Fall ist und dabei die Ursache der Unfruchtbarkeit kommt, so bleibt nichts anderes übrig, als diese Formbäume mit einer ganz schwach wachsenden und sehr leicht tragenden Sorte umzugruppen oder man muß sich entschließen, was manchmal bei Pyramiden geschehen kann, diese Bäume ganz wild wachsen zu lassen und sich dann auf beschränken, nur die notwendigen Dichtungen, wie bei Hochstämmen, vorzunehmen. Jedenfalls können solche Bäume

in irgend eine Form nicht mehr gezwungen werden, wenn sie nicht dauernd unfruchtbar bleiben sollen.

Die Unfruchtbarkeit infolge Erschöpfung des Bodens kommt häufig vor; sie kann leicht erkannt und verhältnismäßig leicht beseitigt werden. Festzustellen ist vorher, welche Nährstoffe dem Boden besonders mangeln, namentlich ob Kalk fehlt, um darnach Abhilfe zu bewirken. Durch kräftige Düngergüsse während der Vegetation kann jederzeit sofort wirkende Abhilfe geschaffen werden. Wenn nährhaftes Erdreich in der Nähe ist, so wird der erschöpfte Boden in der Umgebung des Baumes abgehoben und durch dieses, gemischt mit Kompost, Kalkhaub und ähnliche Materialien, ersetzt. Bei entkräfteten Bäumen, die im Grasboden stehen, ist es beabsichtigt, dieselben und zur Kräftigung des Wurzel-Lebens unerlässlich, in jedem Jahr im Spätherbst oder Winter das Erdreich umzugraben, etwa 1 bis 1,50 Meter um den Stamm.

Ist die Ursache der Unfruchtbarkeit zu üppiges Wachstum, so ist zunächst ein Abkochen der starken Wurzeln ins Auge zu fassen, um dadurch ein Hemmen des Wachstums zu veranlassen. Diese Arbeit kann jetzt und den Winter über vorgenommen, aber nur bei den Kernobstbäumen angewendet werden. Ebenso ist der im Mai vorzunehmende Aberlaß nur bei Kernobstbäumen anwendbar. Daß bei solchen Obstbäumen alle Düngungen fernbleiben müssen, ist selbstverständlich. Bei jüngeren, infolge allzu üppigen Wachstums unfruchtbaren Bäumen ist das Wiederverpflanzen — Herausnehmen und auf derselben Stelle pflanzen — ein vorzügliches Mittel, um dieselben dauernd fruchtbar zu gestalten.

Wenn dauerndes Wasser die Ursache der Unfruchtbarkeit der Bäume ist, so muß so viel als möglich für Abfluß des Wassers gesorgt werden. Dies wird am einfachsten durch offene Gräben bewirkt. An Stellen, wo die offenen Gräben wegen der Wegeführung oder wegen nicht genügender Vermittlung des Bodens zu Anbauzwecken hinderlich, unpraktisch oder unschön sind, belege man die Sohle des Grabens mit Steinschotter oder Reisigbündel, so daß das Wasser durchfließen kann, und fülle dann den Graben bis oberhalb mit Erde. Um einen guten Abfluß des Wassers zu sichern, muß das Gefälle des Grabens mindestens 2 Zentimeter auf einen Meter Länge betragen. Da bei stauendem Wasser alle Kulturen des Gartens leiden, so wird eine solche einfache Drainage den Ertragswert des ganzen Grundstücks wesentlich erhöhen.

* Zwei neue wertvolle Apfelsorten.

Das Empfehlen von neuen Obstsorten hat immer etwas Nebenliches, und bei der Unbeständigkeit bzw. Abhängigkeit vieler Eigenschaften von allen möglichen schwer vorauszu-sehenden Umständen gilt es, Empfehlungen dieser Art oft mit einer gewissen Einschränkung aufzunehmen.

Von nachfolgenden Apfelsorten kann man aber mit Recht behaupten, daß sie eine gewisse Probezeit mit Erfolg bestanden haben und weiter Verbreitung wert sind. Die von Zwergapfels-Neinette ist ein mittelgroßer bis großer, feiner Tafelapfel von zitrongelber Farbe, der oft von leichten rötlichen Streifen durchzogen ist. Das Fleisch ist fein, saftig, von gewürztem, wenigem Geschmack. Die Genußreife fällt in den November bis Februar. Ein großer Vorzug besteht in dem gesunden Wuchs und der Anspruchslosigkeit an den Boden und die Lage. Auch in Höhenlagen gedeiht dieser Apfel gut; die Früchte werden nicht von dem Flederpilz befallen. Die Tragbarkeit setzt früh ein und ist außerordentlich groß. Sie führt oft dazu, daß die Früchte sich nicht voll entwickeln. Es ist deshalb in manchen Jahren ein Ausbrechen zu dicht stehender Früchte vorzunehmen. Die Sorte ist in erster Linie für Zwergobstkulturen und in zweiter Linie für Hochstammkultur zu empfehlen. Sie eignet sich vorzüglich zur Massenanzucht als Buschofst. Hierbei ist jedoch die Paradies-Unterlage nicht zu wählen, da sich das Wüchsen hieraus zu früh erschöpfen würde.

Nach wertvoller erscheint die Goldneinette Freiherr von Wiedersich. Dieser Apfel ist ebenfalls mittelgroß, regelmäßig geformt, etwas abgeplattet und gerippt, auf hellgelbem Grunde hellrot gestreift. Das Fleisch ist fein, von saß wenigem, erfrischendem, durch feines Gewürz ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Diese Neinette ist ein Tafelapfel ersten Ranges. Die Genußreife fällt in die Wintermonate Dezember bis Anfang März. Dieser Apfel fällt ferner angenehm auf

durch seinen kräftigen Wuchs und gesunde Belaubung. An die Lage und den Boden stellt er keine großen Ansprüche. Mit gutem Erfolg habe ich diese Sorte zum Umpflanzen schwachwüchsiger, kränklicher Bäume benutzt. Auch zum Massenbau für Buschofstpflanzungen kann dieselbe sehr empfohlen werden.

* Die Gloxinie als Zimmerpflanze.

Die Gloxinie ist eine in Latenteisen sehr beliebte Blume fürs Zimmer, die sich sicher einer noch größeren Verbreitung erfreuen würde, wenn die Blütezeit nicht in die Sommerzeit fallen würde. Die prachtvollen, glockenförmigen, in den mannigfaltigsten Schattierungen erscheinenden Blumen sollten aber Veranlassung geben, sie allgemeiner anzuziehen, zumal die Kultur nicht schwierig ist und der Laie sie leicht mit Erfolg durchführen kann.

Die Gloxinie ist eine Knollenpflanze ähnlich dem Alpenveilchen. Aus der Knolle entwickeln sich im Frühjahr Blätter und Wurzeln, nach dem Verblühen tritt die Pflanze in Winterruhe. Man pflanzt die Knollen im Februar bis Anfang April, je nachdem man den Flor früher oder später wünscht, zunächst in kleine Töpfe in eine Mischung von zwei Teilen Lauberde, ein Teil Heideerde vermischt mit etwas Mistbeerde und Rheinsand. Man achte darauf, daß die Keimhöder nicht von der Erde bedeckt werden. Zunächst gieße man sehr sparsam, um ein Faulen der Knollen zu verhüten. Sind die Töpfe durchgewurzelt, so nimmt man ein ein- bis zweimaliges Verpflanzen in größere Töpfe vor, wodurch man kräftige, gut entwickelte Pflanzen erzielt. Sind nach dem letzten Verpflanzen die Töpfe wiederum durchgewurzelt, so helfe man mit flüssigem Dünger nach (dünnere Nährsalzlösung). Sobald die Triebe erscheinen, müssen die Töpfe einen hellen Standort erhalten, am meisten eignet sich hierzu das Fenster des Wohnzimmers. Ein regelmäßiges Besprühen bis zum Beginn der Blüte fördert die Entwicklung sehr, da die Gloxinien feuchtwarmer Luft lieben. Wenn die Sonne kräftiger zu wirken beginnt, so ist eine leichte Schattierung und Lüftung vorzunehmen, Gegenzug ist aber zu vermeiden. Erscheinen aus der Knolle eine größere Anzahl Triebe, so empfiehlt es sich, die schwächeren auszubreden.

Nach der Blüte tritt die Pflanze allmählich in Ruhe; man gießt weniger und läßt sie langsam eintrocknen. Sind die Blätter abgestorben, so werden die Knollen an einem trockenen, mäßig warmen Orte aufbewahrt, am besten unter Einschichtung in trockenen Sand oder Torfmull. Die Knollen können mehrere Jahre hindurch in der beschriebenen Weise kultiviert werden. Auch die Anzucht aus Samen und Stecklingen ist möglich, für Laien aber zu umständlich.



Bücherschau.

* „Spalier- und Edelobst“. Von Joh. Wötner, Königl. Oekonomat. 2. Auflage. 354 Abbildungen. (Verlag von Kronisch u. Sohn, Frankfurt a. O.) Eine hochentwickelte Spalierzucht verrät bis zu einem Grade den Kulturzustand eines Volkes. Spaliergärten sind in Deutschland verhältnismäßig selten, während die Beschaffenheit unseres Klimas die Anlage derselben in fast allen Gegenden zuläßt. In erster Linie wird es sich darum handeln, diese höchste Form der Obstzucht in Landgärten, Villen- und Hausgärten mehr einzubürgern. Ferner können solche Mauern und Häuserwände in viel höherem Maße für die Spalierzucht nutzbar gemacht werden. In zweiter Linie wird es sich darum handeln, Spaliergärten für den Erwerbsobstbau anzulegen. In Haus- und Villengärten verdient die Spalierzucht umso mehr Beachtung, als sich auch gute gartenkünstlerische Wirkungen erzielen lassen. Doch ist dies nicht der Hauptzweck, vielmehr soll vor allem das Praktische und die Einträglichkeit Berücksichtigung finden. Um in dieser Beziehung muntergünstige Anlagen zu verschaffen, sind genaue, gründliche Kenntnisse erforderlich. Das vorliegende Buch eines unserer erfolgreichsten Gartenbauwissenschaftler schildert in anschaulicher Weise, unterstützt von zahlreichen Abbildungen, alles für die Anpflanzung und Pflege von Spalier-Obstbäumen in Frage kommende. Wir empfehlen die Anschaffung des Buches allen Freunden des Obstbaues aus warmste.

* „Der Schrebergarten“. Von Heinr. Sing. (Verlag von Kronisch u. Sohn, Frankfurt a. O.) Der Kleingarten, der in diesem Kriegsjahr zu besonderer Bedeutung gekommen ist, war in letzter Zeit wiederholt das Ziel schriftstellerischer Betätigung, ohne daß der eine oder andere neue Gedanken gebracht hätte. Mit dieser Einschränkung kann das Sing'sche Schriftchen für Besitzer von Kleingärten als praktischer Ratgeber wohl empfohlen werden.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.